

3.2.2 Binäre Logik

„There are no words,
to tell the truth.“

(Bob Dylan, *Gates of Eden*)

Der Begriff der Binären Logik bezeichnet ein bestimmtes Denkmuster, eine bestimmte Art Fragen zu stellen oder Sachverhalte nach richtig oder falsch zu beurteilen. Die implizite Überzeugung, die dieser Art zu denken zugrunde liegt, besteht darin, davon auszugehen, dass es immer nur zwei Möglichkeiten gibt: *entweder–oder*. Wir sind in unserer Kultur sehr darauf hinsozialisiert, Sachverhalte in dieses Denkmuster zu pressen.

- Eine Antwort ist entweder richtig oder falsch.
- Madness or badness – ein Mensch mit abweichenden Verhaltensweisen ist entweder mad (also verrückt) oder bad (also böse). Dass er auch beides sein könnte, oder weder – noch, oder nur hin und wieder – oder dass wir ihn nur deshalb so beurteilen, weil uns dieses Denkmuster dazu auffordert (oder zwingt), ist hier nicht mehr möglich.
- Ein Schüler ist entweder faul (er will nicht) oder dumm (er kann nicht) – eine beliebte Unterscheidung bei manchen Eltern und Pädagogen: „Will er nicht, oder kann er nicht?“
- Unser binäres Denken kommt zum Beispiel auch da zum Vorschein, wo wir glauben, wir müssten bei Streitigkeiten Partei ergreifen. Entweder für die eine Partei oder für die andere, weil es in dieser Logik so sein muss, dass die eine Partei (und zwar zu 100 %) Recht hat, und die andere notwendigerweise unrecht! Binäre Logik lässt eine allparteiliche oder wohlwollend neutrale Position nicht zu.
- In unserer Kultur wird von uns auch erwartet, dass wir uns in unseren Meinungen und Überzeugungen (zumindest nach außen hin) immer kongruent, eindeutig und ohne Zweifel zeigen. Wer in einer Diskussion durchblicken lässt, dass er „nur zu – sagen wir 80 %“ seiner Meinung ist, und dass 20 % auch aus eigenen Fragen, Widersprüchen und Unsicherheiten bestehen, hat in diesem Meinungsstreit bereits verloren. Es wird erwartet, dass Sichtweisen zweifelsfrei vorgetragen werden.

Wir finden dieses Denkmuster aber auch in zahllosen Formulierungen, die den meisten von uns wohl bekannt vorkommen, in denen absolute Aussagen getroffen werden:

- *Immer* musst du *alles* kaputtmachen!
- Kannst du nicht *einmal* leise sein? Warum machst du eigentlich *immer* solchen Krach?

- Ich bin *fix und fertig*, ich kann nicht mehr!
- Bei dem ist *Hopfen und Malz verloren*.

Die binäre Logik hat den „Vorteil“, dass sie die höchstmögliche Reduktion von Komplexität ermöglicht. Wenn es nur zwei Handlungsmöglichkeit gibt – entweder dafür oder dagegen –, besteht kaum die Gefahr, man könnte die Übersicht oder den Zusammenhang aus dem Auge verlieren.

In ihrem Roman „Quasikristalle“ schreibt Eva Menasse über eine ihrer Hauptpersonen: „Und solche wie Moni hatte Bernays wahrlich oft genug gesehen. Der Starrsinn, mit dem sie auf ihrer blankpolierten Trennline zwischen Schwarz und Weiß, zwischen garantiert und unmöglich beharrte, war bei beschränkter Intelligenz die einzige Möglichkeit, angstfrei den moralischen Kurs zu halten“ (2013, S. 100).

Der Nachteil, der sich – zumindest für „die Anderen“ – aus diesem Denkmuster ergibt, besteht darin, dass sich aus ihr auch immer nur zwei Handlungsmöglichkeiten ergeben, irgendetwelche Abstufungen sind nicht vorgesehen.

Binäre Logik ist nicht immer fragwürdig, sie ist immer dann sinnvoll und notwendig, wenn eine (eben: entweder – oder) Entscheidung getroffen werden muss, die nur eine Alternative beinhaltet. Aber solche Entscheidungssituationen sind selten. Auch wenn die Frage beispielsweise lautet: Machen wir an unserer Schule in diesem Jahr ein Sommerfest oder nicht? Oder: Trenne ich mich von meinem Partner oder trenne ich mich nicht? – sind die jeweils beiden Lösungen nicht zwingend, sondern werden durch das Denkmuster der binären Logik suggeriert. In beiden Fällen wären auch Lösungen im Sinne von sowohl – als auch denkbar: Sommerfest ja, aber nur schulintern, Trennung zunächst nur auf Zeit oder in bestimmten Lebensbereichen.

Wenn ich diesen Sachverhalt mit ein wenig schwarzem Humor beschreiben darf, könnte ich sagen, dass die binäre Logik das einfachste und wunderbarste Instrument ist, um aus einem beliebigen Sachverhalt ein Problem konstruieren zu können. Wir müssen dazu nur den anstehenden Sachverhalt in einem ersten Schritt in die Denkformel der binären Logik hineinformulieren, und uns in einem zweiten Schritt für die Richtigkeit der Negativvariante entscheiden, und schon haben wir ein fertiges, statisches Problem.

Frage: Wie sieht es denn bei Monika mit ihrer Konzentrationsfähigkeit aus, kann sie sich konzentrieren, oder kann sie nicht?

Antwort: Also, Monika kann sich überhaupt nicht konzentrieren!

Für Ausnahmen, Einschränkungen oder Monikas Konzentrationsfähigkeit in Spielsituationen etc. ist in dieser Denkfigur kein Platz.

Jetzt haben wir ein „richtiges“ Problem, Monika braucht unbedingt ...

Die Erfinder kognitiver Therapieformen (z. B. Albert Ellis, 1977, Aaron Beck, 1979, Donald Meichenbaum, 1979) haben schon in den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts darauf hingewiesen, dass solche verabsolutierenden Denkfiguren Auslöser für problematische Lebensphasen sein können:

- Mein Mann ist Alkoholiker!
- Ich werde nie wieder glücklich sein können.
- Keiner liebt mich, ich bin wertlos.
- 100.000 Zuschauer sind im Stadion. Wer kriegt den Ball vor den Kopf? Immer ich!
- Immer da wo ich anstehe, ist die Schlange am längsten und am langsamsten!

In solchen Formulierungen ist – durch die Art des Sprachgebrauchs – kein Ansatz für Veränderung oder gar Auflösung mehr enthalten. Umgekehrt ergibt sich daraus für die systemische Beratung oder Therapie die Aufgabe, solche statischen Sichtweisen zu verflüssigen, indem sie in „sowohl – als auch Sätze“ umformuliert werden. Ich werde in Kapitel 4 darauf zu sprechen kommen.

Hier ging es mir zunächst einmal nur darum, zu zeigen, wie sehr die Art und Weise, wie wir denken und wie wir Sprache benutzen und einsetzen, sich auf die Überzeugungen und Wirklichkeiten auswirkt, in denen wir unterwegs sind. Zugespitzt formuliert könnte man sagen, sie werden durch unsere Sprache und unseren Sprachgebrauch erzeugt.

3.3 Sprache und Kultur im Wandel

„Begriffe sind wie Spachtelmasse,
man kann sie
zu allerlei Gestalten formen.“

(Paul Feyerabend, 1996, S. 163)

In seinem „Lexikon der bedrohten Wörter“ (2005, Bd. 1; 2006, Bd. 2) konfrontiert uns Bodo Mrozek mit merkwürdigen Fragen zu merkwürdigen Wörtern, etwa der, ob wir noch wüssten, was „Bandsalat“ sei oder eine „Wählscheibe“. Für die Älteren unter uns dürften die Antworten kein Problem darstellen.

- Mit Bandsalat ist das Unglück gemeint, wenn bei einem Tonband (genauer: einer Tonbandmaschine) oder einem Kassettenrecorder (inzwischen beide wohl ebenfalls „bedrohte Wörter“) das Band, auf dem die Musik gespeichert war, nicht kontinuierlich am Tonkopf durchlief, sondern sich dort staute, „verhedderte“ und eben zu „Bandsalat“ wurde, was manchmal nicht mehr zu reparieren war und so zum Verlust aufgenommener Musik und zur Verzweiflung des Wollte-Gern-Hörers führte. (Mir fällt auf, dass mein Erklärungsversuch banal sein dürfte für die, die es wissen [wir Älteren], und unzureichend für die, die möglicherweise gar nicht wissen, wie so eine Tonbandmaschine aussieht, also die Jüngeren unter uns.)
- Genauso verhält es sich bei der Wählscheibe. Telefone vergangener Jahrzehnte besaßen keine Tastatur für die Anwahl des gewünschten Gesprächspartners, sondern eine Wählscheibe. Diese besaß an ihrem Rand den zehn Ziffern von 0 bis 9 zugeordnete Löcher, in die man mit einem Finger hineinzugreifen hatte, um dann die Scheibe bis zu einem Anschlag zu drehen und so die gewünschte Ziffer zu wählen. Für jede Ziffer der Telefonnummer also eine Drehung der Wählscheibe. Das dauerte, und eine Speicherung für „Wahlwiederholung“ oder „Rückruf“ gab es auch nicht.

Diese beiden Beispiele zeigen nicht nur die enge Verzahnung von Sprache und Kultur, sondern auch den engen Zusammenhang des „Werdens, Daseins und Verschwindens“ einzelner ihrer Merkmale oder Begriffe. „Dass die Sprache in einem beständigen Wandel begriffen ist, ist etwas von ihrem Wesen Unzertrennliches“, sagt der Germanist Paul Hermann schon 1910 (in Gutknecht, 2009, S. 9). Die Entwicklung neuer Musikabspielgeräte (auch ein schönes zusammengesetztes Hauptwort!) oder Telefone, also pathetisch formuliert, die Weiterentwicklung (oder vielleicht auch nur die Veränderung) unserer Kultur bedingt die Veränderung unserer Sprache und umgekehrt.

Beispielsweise benutzten wir an den Kassen der Supermärkte seit Jahren eine etwa 40 cm lange Holzleiste, um auf dem Warenlaufband (!) unsere Beute von der unseres Vorderman-

nes und der unseres Nachfolgers eindeutig abzugrenzen, ohne dass wir einen spezifischen Begriff für dieses wichtige Utensil besaßen. Bis irgendwann das Wort „Warentrennstab“ auftauchte. Umgekehrt führen neue Begriffe zu neuen Möglichkeiten des Unterscheidens und damit zu Veränderung. Es ist naheliegend, dass sich diese neuen Termini auf neue kulturelle Wirklichkeiten beziehen, gegenwärtig ist dies insbesondere in der „digitalen Wirklichkeit“ der Fall. Vor einiger Zeit habe ich in einem meiner Seminare die Studierenden gebeten, ihre „niedlichen Telefonapparate“ (englisch: „smartphone“) auszuschalten und wegzulegen. Ich wurde weder verstanden, noch wurde meiner Bitte – auch nach der Aufklärung – Folge geleistet. Auch wenn ich von meinem „Klapp-Rechner“ spreche oder von meiner „Heimat-Seite“, kann ich fast immer schön beobachten, wie „der Groschen erst fallen muss“.

Sprache ist damit nichts Statisches, sondern sie ist sehr dynamisch, beweglich und manche Sprachforscher haben sie auch als „lebendig“ beschrieben. Sprache agiert und reagiert, sie spiegelt den „Zeitgeist“ und erzeugt ihn gleichzeitig. Dies bedeutet aber auch, dass Sprache nie objektiv und unmissverständlich sein könnte, sie bildet Wirklichkeit eben nicht im Verhältniss 1:1 ab, sondern lässt immer Spielräume (etwa für individuelle Konnotationen) offen.

„Aber Begriffe sind wie Spachtelmasse – man kann sie zu vielen verschiedenen Gestalten formen“, sagt Paul Feyerabend (1996, S. 163), und ein paar Seiten davor meint er, „dass absolut präzise Begriffe dem Denken ein Ende setzen würden und dass begriffliche Entwicklung Uneindeutigkeiten voraussetzt“ (ebd., S. 157).

Er formuliert in dieser Hinsicht sehr entschieden und sieht wohl ganz explizit in der Uneindeutigkeit von Sprache eine unverzichtbare Voraussetzung für Veränderung:

„Der Schluss, zu dem ich aufgrund all dieser Überlegungen gekommen bin, ist der, dass die Sprache uneindeutig ist, dass es gut ist, dass sie uneindeutig ist, und dass jeder Versuch sie festzunageln, das Ende des Denkens, des Liebens, des Handelns, kurz, des Lebens wäre“ (ebd., S.116).

Diese Idee der engen Verzahnung von Sprache und Kultur und ihres aufeinander bezogenen Veränderungsprozesses hat weitreichende Konsequenzen (insbesondere für die Idee der Funktion von Sprache als Abbildung). Sie bedeutet jede Verabschiedung der Möglichkeit von Objektivität, von Deskription und auch von verbindlicher Definition. Alle Beschreibungen, Aussagen, Begriffsbestimmungen sind immer vorläufig und nur die Sichtweise dessen, der sie formuliert. Allgemeine Gültigkeitsansprüche lassen sich aus ihr nicht ableiten. (Wäre es anders, benötigten die Juristen beispielsweise nicht so endlos viele Gesetze, Durchführungsbestimmungen, Verordnungen, und so weiter – und wir erleben es ja selbst, dass ihnen die bereits vorhandene Anzahl ganz offensichtlich immer noch nicht genügt!)